Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 40 (1984)
Heft: 2

Artikel: Menschenfreundliche Forschung
Autor: Mili Lochman, Jan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-878172

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Menschenfreundliche Forschung*

Seit Jahren, in der letzten Zeit fast alltäglich, betrachte ich die lateinischen Worte, die mich – in Stein gemeisselt – am Haupteingang des Kollegiengebäudes unserer Universität begrüssen: *«Mortalis homo ex dono Dei per assiduum studium adipisci valet scientiae margaritam quae eum ad mundi arcana cognoscenda dilucide introducit et in infimo loco natos evehit in sublimes.* Dies ist eine verkürzte Fassung der *Präambel der Stiftungsbulle* Pius II. vom 12. 11. 1459. Der Stifter stellt vor seine Universität, vor uns, sterbliche Menschen, die Verheissung und das Ziel «als Gabe Gottes durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaft zu erlangen. Sie weist den Weg zu gutem und glücklichem Leben... Sie macht den Erfahrenen Gott ähnlich und führt ihn zum klaren Erkennen der Weltgeheimnisse hin... Sie hebt die in Niedrigkeit Geborenen zu den Erhabensten hinauf.»

Haben diese in ihrem Ursprung und in ihrem Geist unverkennbar mittelalterlichen Worte für unsere wissenschaftlichen Bemühungen heute etwas Wesentliches zu sagen? Mit guten Gründen kann man daran zweifeln. Der Weg der Neuzeit – vor allem der modernen Naturwissenschaft – formierte sich weitgehend in bewusster Opposition gegen das Weltbild, welchem die magna charta unserer Universität entstammt. Ein kulturgeschichtlicher Abgrund trennt uns vom Mittelalter. Unvermittelt, in globo, sind die Stiftungssätze auf unsere heutige Situation nicht übertragbar. Und doch sprechen sie mich – mutatis mutandis – in einigen wesentlichen Einsichten über die Abgründe der Zeit höchst aktuell an. Eine traditionsreiche Universität, eine geschichtsbewusste Stadt, tun gut, die Impulse des Ursprungs zu bedenken. Darum wage ich es, unseren Anlass – die Erinnerung an die 40 Jahre eines relativ jungen wissenschaftlichen Unternehmens in unserer Stadt – unter die Äneas-Silvius-Worte zu stellen. Ich versuche dies mit drei Hinweisen.

Das Lob des Forschens

Die Präambel unserer Stiftungsurkunde beeindruckt in ihrem zuversichtlichen *Lob der Forschung.* Sie setzt voraus: Der Mensch ist ein erkennendes Wesen, er darf, er soll, er muss forschen. Das ist seine Not und sein Privileg.

*Der Text einer Ansprache, die ich als Rektor der Universität anlässlich des Jubiläums des Schweizerischen Tropeninstitutes am 1.9.1983 gehalten habe. Er wird nicht unmotiviert Bo Reicke gewidmet: dem Kollegen, welcher – obwohl in eigener Fakultät fest verankert – für weitere Belange der Universität fröhlich aufgeschlossen bleibt.

Seine *Not:* Wir können in der Welt überhaupt nicht bestehen, wenn wir uns nicht um deren Erkenntnis bemühen. Denn im Unterschied zu anderen Mitgeschöpfen sind wir von Natur aus höchst unvollkommen ausgestattet. Wir müssen unsere Lebenschancen erst erarbeiten. Erkennen ist Voraussetzung dafür. Das ist unsere Not. Doch dies ist zugleich unser *Privileg:* forschend und erkennend ragen wir über andere Geschöpfe hinaus, den Engeln näher als den Tieren, befähigt, zum Subjekt eigenständigen und verantwortlichen Lebens zu werden.

Die Überzeugung von der eminent anthropologischen Bedeutung des Forschens und Erkennens ist zutiefst in den Fundamenten der abendländischen Humanität verankert, und zwar in deren beiden konstitutiven Quellen: im Pathos des methodisch durchdachten Erkenntnisprogramms der antiken Philosophie wie auch im biblischen Nachdruck auf den besonderen Auftrag des Menschen im Rahmen der Schöpfung.

Unser Text charakterisiert den Weg und die Art menschenfreundlicher Forschung mit zwei besonders einprägsamen Bestimmungen. Er spricht vom *«beharrlichen Bemühen»,* aber auch vom Geschenk der *«Perle der Wissenschaft».* Damit wird das Spannungsfeld wissenschaftlicher Betätigung umrissen. Die Wissenschaft ist zunächst und vor allem *assiduum studium:* beharrliches Bemühen, konzentrierte Arbeit in der Anstrengung des Begriffs und in der Anstrengung des Lebens. Der wahre Wissenschaftler unterscheidet sich vom Dilettanten durch methodische Zucht und vom intellektuellen Playboy durch die Bereitschaft zur Askese (wieder: des Begriffs und des Lebens). Es ist kein Zufall, dass der neuzeitige Typus des Forschers seinen Vorgänger in mittelalterlichen Klöstern hatte, unter Menschen, welche in bewusster Engführung des Lebens die Quellen intellektueller Konzentration in unbedingter Hingabe an die zu erforschende Wahrheit entdeckt und freigelegt haben. *Assiduum studium* ist das Lebenselement jeder Wissenschaft.

Doch es gibt das andere Lebenselement: darauf wird mit dem Wort von der *«Gabe Gottes»* und mit dem Bild der *«Perle der Wissenschaft»* hingewiesen. Hier werden, für unsere Ohren zunächst vielleicht etwas überraschend, theologische und ästhetische Motive angesprochen. Doch auch sie gehören zum Selbstverständnis abendländischer Wissenschaft. Ich denke an Plato und seinen Nachdruck darauf, dass der Weg der Wahrheitsfindung auch im Akte der Begeisterung und der Freude am Schönen, am Schönen des Wahren, vor sich geht, also seine ästhetische, ja *erotische* Komponente hat. Und ich denke an die biblische Einsicht, dass wesentliche menschliche Erkenntnis, die Selbstfindung des Menschen, uns «wie im Traum», als unverdientes Geschenk zuteil wird. Auch diese Motive gehören in Überlegungen über menschenfreundliche Forschung, wohlverstanden: nicht als Ersatz oder Konkur-

renz zu «assiduum studium», sondern als Hinweis auf seine bescheidende und befreiende Grenze. Ohne das Lebenselement der kreativen Freude und Gnade wird auch das bestgemeinte wissenschaftliche Unternehmen nur zu leicht zur unfruchtbaren, trostlosen und darum unglaubwürdigen Angelegenheit. Unsere Universitäten und wissenschaftlichen Institute haben guten Grund, die beiden Weisungen unserer Präambel zu bedenken und aufzunehmen: zu Stätten des *assidum studium* und der Freude an der *margarita scientiae* zu werden.

Das Lob der Forschung ist uns heute nicht mehr selbstverständlich. Noch im letzten Jahrhundert wurde – vor allem in den positivistisch orientierten Strömungen unserer Kultur – dem wissenschaftlichen Fortschritt die Lösung, wenn nicht gar Endlösung fast aller menschlicher Probleme zugetraut. Heute sind wir skeptischer geworden. Recht drastisch erfahren wir die *Ambivalenz* der Wissenschaft, vor allem der Naturwissenschaft. Zwar gehört ihr Weg in der Neuzeit ohne Zweifel als ein besonders eindrückliches Kapitel in die europäische Befreiungsgeschichte. Ihre Erfolgsausweise in Vermehrung der Lebenschancen der Menschen sprechen für sich. Doch immer wieder wird uns heute im Blick auf die zerstörerischen Potenzen der wissenschaftlichen Entwicklung die andere Seite der Rechnung präsentiert. Vor allem in der jüngeren Generation – ich kenne dies aus vielen Gesprächen mit Studierenden verschiedener Fakultäten – mehren sich die Anklagen: diese Wissenschaft, die sich in ihrem Aufschwung im Weltmassstab zum grossen Teil auch machtpolitischen und militärischen Interessen verdankt und verschreibt, und die uns auch im Alltag in wachsenden Umweltschäden gefährdet, sie ist eine potentiell und aktuell zerstörerische Macht. Bis in die Immatrikulationszahlen, welche in den wesentlichen Bereichen der Naturwissenschaften relativ niedrig sind, zeigt sich dieses Misstrauen der naturwissenschaftlichen Forschung gegenüber.

Pauschalem Misstrauen ist geduldig und beharrlich entgegenzusteuern. *Abusus non tollit usum.* Dies gilt bereits – doch nicht nur – aus Gründen ökonomischer Plausibilität, konkret: im Blick auf dieses Land und diese Stadt. In ihren Lebenschancen – von der Natur aus, in ihrem Rohstoffpotential, eher stiefmütterlich ausgestattet – verdanken sie sich weitgehend ihrer Forschung und ihrer Industrie. Die Verantwortlichen unserer Stadt würden am Ast, der uns alle trägt, sägen, wenn sie unsere Forschung, die Universität und andere Forschungsinstitute, amputieren würden. Was oben grundsätzlich vermerkt wurde, gilt besonders von uns: Forschung ist unsere Not und unser Privileg, unsere Not-Wendigkeit. Doch die Gründe des Misstrauens dürfen nicht vom Tische gewischt werden. Sie müssen bedacht und kritisch aufgenommen werden. Die Ambivalenz der wissenschaftlichen Entwicklung

ist unbestreitbare Tatsache. Nicht alles, was erforschbar ist, ist fraglos zu erforschen. Es gilt im Blick auf die Planung und Durchführung, vor allem: im Blick auf die Prioritäten der Forschung zu differenzieren. Konkret: eine *menschenfreundliche* Forschung ist anzustreben und zu fördern.

Die Wegweisung zum guten Leben

Die Stiftungsbulle unserer Universität stimmt nicht nur das Lob der Forschung an, sondern sie stellt und beantwortet auch die Frage nach dem *Ziel und Sinn der Wissenschaft.* Vor allem zwei Hinweise scheinen mir aktuell. Gleich nach dem schönen Bild von der *margarita scientiae* folgt unmittelbar, sozusagen im gleichen Atemzug, die Bestimmung (die Inschrift auf der Wand des Kollegiumsgebäudes lässt dies aus) *quae bene beateque vivendi viam prebet.* Sie «weist den Weg zu gutem und glücklichem Leben». Das heisst: Menschliche Wissenschaft ist kein in sich selbstruhender Selbstzweck, keine «scientia pro scientia», eine mit anderen wesentlichen Lebensbereichen unverbundene Grösse. Im Gegenteil. Sie wird ins Ganze des menschlichen Lebens eingebracht, hat darin die privilegierte, doch zugleich dienende Funktion: Sie dient dem Leben, und nicht nur das: dem *guten* und *glücklichen* Leben. Sie wird nur als eine *menschenfreundliche* Wissenschaft gelobt.

Mit dem unüberhörbaren Stichwort «bene beateque vivere» wird die *ethische* Grundfrage vor die Universität und die abendländische Wissenschaft gestellt: die Frage nach dem Sinn, nach der Zielsetzung, konkret auch nach den verantwortbaren Konsequenzen der Forschung. Wenn man auf den triumphalen Weg dieser Wissenschaft zurückblickt, so kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, dass dieser wichtige Aspekt der Problematik eher vernachlässigt und oft verdrängt wurde. Jahrhundertelang wurde die wissenschaftliche Forschung als ein Unternehmen «jenseits von Gut und Böse» verstanden. Dies hatte zum Teil verständliche Gründe, etwa als Abwehr gegen moralisierende oder gar ideologische Bevormundung wissenschaftlicher Arbeit. Demgegenüber wurde vertreten: saubere Methode ist die einzige Ethik der Wissenschaftler. Es ist dem Forscher geboten, forsch zu forschen und sich nicht durch Rücksichten auf mögliche Konsequenzen stören und ablenken zu lassen. Die Frage nach einem *bene beateque* wurde ausgeklammert.

Heute rückt sie bei den verantwortungsbewussten Forschern in den Vordergrund. Zunächst und besonders dramatisch unter den Atomphysikern. Dem «Fall Oppenheimer» gebührt Modellcharakter, auch mit seinem Bekenntnis: «for the first time, the scientist has known sin». Heute beschäftigen sich auch Forscher auf anderen Gebieten, Biologen, Mediziner, Chemiker und andere – intensiv etwa bei uns in Basel – mit ethischen Fragen. Es wächst

der Konsensus, dass der Wissenschaftler nicht nur der technischen Frage nach dem *Können,* sondern auch der ethischen (und politischen) nach dem *Dürfen* verpflichtet ist. Das Können der Wissenschaft ist nicht ethisch neutral. Denn Wissenschaft ist Macht – und die Macht stellt uns vor Probleme ethischer und politischer Verantwortung für ihren Gebrauch. Die Stiftungsurkunde hat Recht. Die Perle der Wissenschaft erstrahlt in ihrem ursprünglichen Glanz nur in Ausrichtung auf «gutes und glückliches Leben»; also als menschenfreundliche Forschung.

Es gibt in unserer Präambel noch einen anderen Hinweis in dieser Richtung. Es ist das Zeichen und das Ziel anzustrebender Wissenschaft, dass sie «*die in tiefster Niedrigkeit Geborenen zu den Höchsten hinaufhebt*». Damit wird zunächst wohl der geistige Rang der Wissenschaftler gemeint, die besondere Würde, in welcher der «*Erfahrene über den Unerfahrenen hervorragt*». Doch der geistige Rang hat zugleich seine soziale Komponente, die mir beachtenswert erscheint. War es nicht so, dass es der Status der Wissenschaft bereits im Mittelalter ermöglichte, die Schranken der angeborenen Ordnung für die Gebildeten hie und da zu überschreiten? Da möchte ich anknüpfen und in bewusster Erweiterung des Motivs – in der Verlängerung der darin enthaltenen Bewegung – noch einen anderen und aktuellen Akzent setzen: eine menschenfreundliche Forschung ist im besonderen Masse auf die «*in tiefster Niedrigkeit Geborenen*» zu beziehen.

Wohlverstanden: Die Spitzenforschung ist in jeder Zeit primär die Sache der intellektuellen Elite (der «periti» und «sublimes») – aber sie braucht deswegen keineswegs eine elitäre Angelegenheit zu bleiben, als Interessenverbund der Profitierenden und Privilegierten. Dass diese Versuchung besteht, ist kaum zu leugnen. Doch vor ihr zu kapitulieren wäre ein Verrat am Geiste der abendländischen Wissenschaft, wie sie unserer Präambel vorschwebt. Eine menschenfreundliche Forschung ist der *res publica,* der Gemeinschaft, verpflichtet, und das heisst: besonders den in der jeweiligen Situation Benachteiligten. Am Ende des 20. Jahrhunderts darf diese Ausrichtung auf *res publica* nicht schon an den Grenzen einer Stadt und auch nicht eines Landes haltmachen, sondern soll die Interessen der Unterprivilegierten im globalen Rahmen mitberücksichtigen, auf die *populorum progressio* (um das Stichwort eines der Nachfolger Pius II. aus unserer Zeit aufzunehmen), die Entwicklung der Völker hin.

Ich bin mir dessen nüchtern bewusst, dass der bisherige Weg der abendländischen Wissenschaft solchen umfassenden Zielsetzungen einer menschenfreundlichen Forschung trotz aller demokratischen und sozialen Errungenschaften noch nicht genügend entsprochen hat. Es gibt viel zu tun, in Wissenschaft und Politik. Ist die Perspektive unseres Textes deswegen eine

irreale Utopie? Ich hoffe nicht. Es gibt Ansätze einer menschenfreundlichen Forschung. Täusche ich mich, wenn ich meine, dass auch und gerade der heutige Anlass ein überzeugendes Beispiel dafür hergibt? Es gibt manches im Ursprung und in der Entwicklung des Schweizerischen Tropeninstitutes, was mich in dieser Überzeugung bestärkt.

Vor 40 Jahren, in einer besonders schwierigen Zeit, gab auf eine besorgte und offenbar weitsichtige Initiative der politischen Behörden die Universität Basel eine entsprechend weitsichtige Antwort: Sie plante und realisierte ein wissenschaftliches Werk, dem – im Blick auf die Öffnung der Schweiz in der Nachkriegszeit – eine bahnbrechende Rolle zukam. Es ist nicht meine Aufgabe, die wissenschaftliche Leistung dieses Instituts zu würdigen. Dies werden Fachleute tun. Doch zur Stossrichtung dieser Initiative möchte ich mich im Kontext unserer Überlegungen ausdrücklich bekennen. An einem bedeutenden, in unserem Land und wohl auf unserem Kontinent bisher relativ vernachlässigten Gebiet medizinischer und epidemiologischer Forschung trug sie im *assiduum studium* zum *bene beateque vivere* bei. Sie tat dies in unserer Stadt, aber bald auch und vorbildlich in der Öffnung für die Mitmenschen in den Entwicklungsländern. In aller Bescheidenheit: ein Beispiel menschenfreundlicher Forschung und in diesem Sinne: ein Zeichen der Hoffnung.

Dennoch Zuversicht

Die Sätze unserer Präambel werden geprägt durch einen durchgehenden Unterton: den der *Zuversicht und Hoffnung.* Der Stifter ist vom guten Sinn seiner Stiftung, der Universität, zutiefst überzeugt. Er sieht sie im umfassenden Sinnhorizont, und der lässt ihn nicht zweifeln: Der menschliche Drang nach Erkenntnis greift nicht in die Leere; beharrliches Studium gelangt zum Ziel; der Weg zum guten und glücklichen Leben ist offen: auch die in tiefster Niedrigkeit Geborenen können Höheres erreichen.

Solche hoffnungsvollen Töne sind uns aus der Geschichte der neuzeitigen Wissenschaft nur zu gut bekannt. Ihre Epoche von der Renaissance über Humanismus und Aufklärung bis ins 19. Jahrhundert ist doch durch einen geradezu ungebrochenen Fortschrittsglauben und Optimismus gezeichnet. Die Sonne des Menschengeschlechts geht auf, wir sind unwiderstehlich auf dem Weg zum Guten und zum Glück, unsere Wissenschaft hat Schlüssel von Himmel und Erde.

Gerade solche ungebrochene Zuversicht vorheriger Zeiten ist uns jedoch heute – im Blick auf jene Ambivalenz der Auswirkungen des wissenschaftlichen Fortschritts – weitgehend abhanden gekommen. Manchen erscheint sie unglaubwürdig und geradezu verdächtig. Hat dann aber jener durchge-

hende Ton der Zuversicht uns überhaupt noch etwas zu sagen? Ich bin davon überzeugt – allerdings mit dem Vorbehalt, dass man dem Text konzentriert zuhört und ihn nicht gleich mit den Stimmen des späteren neuzeitlichen Optimismus verwechselt. Die Präambel ist kein Dokument einer schwärmerischen und undifferenzierten, sondern einer nüchternen und differenzierten Zuversicht.

Man merke: Das erste und bestimmende Prädikat, mit welchem vom Menschen im Text gesprochen wird, ist *mortalis,* der Sterbliche. Das Wissen von der Grenze, welche uns Menschen durch den Tod und durch die in seinem Hintergrund mitwirkende Anfälligkeit zum Zerstörerischen gesetzt wird, gehört zum Selbstverständnis der Autoren unseres Textes. *Momento mori* ist die Devise des Mittelalters – im Leben und in der Wissenschaft. Der mittelalterliche Mensch ist darin viel nüchterner als die Kinder der Moderne. Ist es nicht so, dass erst auf dem Wege der Neuzeit die Wirklichkeit des Todes und des in uns Menschen omnipräsenten Zerstörungspotentials immer wieder verdrängt und weggedeutet wird – im Leben und in der Wissenschaft? Erst dann wird der Traum vom unwiderstehlichen Fortschritt und der Wahn der All-Machbarkeit möglich. Die Stiftungsurkunde unserer Universität träumt solchen Traum nicht. Dem *sterblichen* Menschen gilt ihre Verheissung.

Aber ebenso: Diesen sterblichen Menschen gilt die Verheissung. Es ist nicht alles umsonst «in diesem hinfälligen Leben» *(in hac labili vita).* Die Präambel sieht es in einen tragenden, umfassenden Sinnhorizont eingebettet. Der tragende Grund dieses Horizontes ist *Gott.* Zweimal wird der Name Gottes in unseren Sätzen genannt. Am Anfang, wo die Stiftung der Universität, die Erkenntnismächtigkeit des Menschen, die Wissenschaft, «ex dono Dei», als gute Gabe Gottes verstanden werden. Und gegen Ende, wo die letzte Bestimmung des Menschen mit dem Motiv der «Gottähnlichkeit» *(Deo similis)* bezeichnet wird. Das heisst: Die Universität und die wissenschaftliche Forschung im allgemeinen sind keine Geschöpfe der Beliebigkeit und Willkür. Sie haben ihren Auftrag und ihre Verheissung vor Gott. Das begründet Verantwortung der Wissenschaftler, bekräftigt den Ruf zur menschenfreundlichen Forschung. Das begründet aber auch die Zuversicht, bekräftigt die nüchterne Hoffnung.

Vielleicht kann diese theologische Perspektive auch im und für den wissenschaftlichen Alltag sinnvoll aufleuchten. Jede Wissenschaft kennt nicht nur Stunden der Erfolge, sondern auch des Scheiterns; jedes Forschungsinstitut nicht nur Freudeaufschrei «Heureka», sondern auch Seufzer der Niedergeschlagenheit und Skepsis: Wozu das alles? Wie oft wird die Situation des Wissenschaftlers – und die des modernen Menschen überhaupt: ich denke an die tiefsinnige Deutung von Albert Camus – mit dem Mythos von *Sisyphos*

verglichen und gedeutet. Ist nicht gerade dies die Alltagssituation des Forschers, besonders klar etwa des Arztes: jeden Tag den Stein ein Stück Weg den Erkenntnis- oder auch den Todesberg hinaufzuschleppen, um dann zuletzt immer wieder doch zu erfahren, dass er zurückrollt? Ist dies nicht das Gleichnis unserer menschlichen Bedingung: ehrlich, nüchtern, ohne Illusionen?

Ich möchte die menschliche Würde dieser Sicht nicht im geringsten bestreiten oder auch nur schmälern. Doch unsere Präambel erschliesst einen anderen Weg, den «dritten Weg» zwischen Optimismus und Pessimismus. Sie bleibt sich, wie wir gesehen haben, der Labilität des Lebens ausdrücklich bewusst. Mit dem Nennen des Namens Gottes führt sie jedoch das befreiende Element des jeden Erfolg und Misserfolg umgreifenden Sinnhorizonts: die *Dennoch-Perspektive.* In Bildern veranschaulicht: Dem Stein des Sisyphos stellt sie den Stein der Ostergeschichte gegenüber: den vom Grabe Jesu weggerollten Stein. *Ex dono Dei* ist die Macht des Todes nicht die letzte Macht.

Diese Hoffnung – wie gerade die Stiftungsurkunde unserer Universität eindrücklich zeigt – prägte, trotz allen Abweichungen links und rechts, den optimistischen und den pessimistischen, den Weg unserer Kultur und ihrer Forschung. Mir ist diese Perspektive wichtig, für persönliches Leben und für das Leben an der Universität und in der Gesellschaft. Sie entfernt uns dem Sisyphos nicht. Im Gegenteil: Sie macht uns zu seinen Brüdern und Mitarbeitern. Rückfallende Steine werden uns nicht erspart. Steine sind in Wissenschaft und Leben häufiger vorzufinden als Perlen. Doch diese Perspektive macht uns zu Sisyphosbrüdern *ex dono Dei,* und das heisst auf Hoffnung hin.

Für den praktischen Alltag unserer Bemühungen könnte dies bedeuten: Der Hinweis auf Gott entkrampft und ermutigt. *Entkrampft:* Wir sind nicht die allmächtigen Macher, die Herren über Leben und Tod. Die Aufgabe der Wissenschaft ist unseren Händen und Köpfen anvertraut, sie liegt aber nicht ausschliesslich in unseren Händen. Wir nehmen unsere Forschung ernst, aber nicht todernst. Wir brauchen nicht Atlanten zu spielen, die das Lebens- und Todesgeschick der Menschheit auf eigenen Schultern tragen müssen. Das entkrampft. Doch dies *ermutigt* zugleich: Wir sind, *ex dono Dei,* auf keinem endgültig verlorenen Posten mehr. Unser Werk, unsere Wissenschaft, unser Leben stehen unter der bleibenden «Dennoch-Verheissung». Es ist nicht sinnlos, als Menschen und Forscher unsere kleineren und grösseren Steine an unseren Fakultäten und in unseren Instituten einige Schritte in menschenfreundlicher Forschung bergauf zu tragen.

Jan Milič Lochman